

Naturschutz in der Schule

Autor(en): **Zimmermann, Marianne**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizerische Lehrerinnenzeitung**

Band (Jahr): **74 (1970)**

Heft 6

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-319779>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Naturschutz in der Schule

Von Marianne Zimmermann

Auf die Frage, was Naturschutz sei, antwortete mir ein achtjähriges Mädchen: *«Me darf de Tierli im Wald und uf em Fäld nüt zleid tue, me darf se nid plage.»* «Und weiter?» *«Di sältene Blueme darf me nid abriße, u keini abgrupfte Blueme eifach wieder furtgheie»* — und nach einigem Nachdenken: *«Ja, u keini Täfelipapierli la liege!»* Sein fünfjähriges Brüderlein steuerte eifrig bei: *«Me darf nid güde.»*

Die beiden Kinder haben nicht in der Schule gelernt, was Naturschutz bedeutet, sie haben das Wort bei meiner Frage vielleicht zum ersten Mal gehört, und dennoch treffen sie mit ihren Antworten, die mit kindlichem Ernst gegeben wurden, das Wesentliche. Das leere Wort füllt sich ihnen mit etwas, was sie schon kennen und begreifen. Das Bedeutsame an diesen kindlichen Antworten waren mir nicht zuerst die «seltenen Blumen» und die «Täfelipapierli», sondern dies: Die Tiere in Feld und Wald kommen ganz zuerst an die Reihe. Das Kind versteht unter Natur spontan etwas Lebendiges, und da sind ihm die Tiere, wenn ich so sagen darf, am eindrucklichsten lebendig. Daß auch die Blumen dazukommen, ist ein weiterer Schritt, und nicht nur die Blumen — sogar das tägliche Brot, zu dem man Sorge trägt, kann für ein Kind Natur bedeuten. Das unbewußte Empfinden dafür äußert sich im Ausspruch des fünfjährigen Bubleins: *«Me darf nid güde.»*

Es dürfte nie zuerst Sache der Schule sein, das Kind vertraut zu machen mit der Natur. So wie es seine ersten Schritte an der Hand von Mutter und Vater macht, wie es in ihrer Gegenwart sprechen, sich in dieser Welt bewegen und zurechtfinden lernt, so wie es durch sie zum ersten Mal von Gott hört, so müßte es auch zuerst mit den Eltern zusammen den Pflanzen und Tieren begegnen.

Nichts war einst schöner, als mit Vater vor einem großen Ameisenhaufen im Wald zu kauern, den flinken Tierchen zuzusehen und dabei die Zeit zu vergessen. — Keine spätere Belehrung reichte an den Eindruck heran, den es auf uns Kinder machte, wenn wir unserer Mutter auf den Spaziergängen Blumen pflücken halfen. Sie lehrte uns, die Blumen mit ihren ganzen Stengeln zu brechen, sie auch nicht wahllos und haufenweise abzupflücken, sondern sie auszuwählen und schon draußen im Freien zu einem Strauß zu ordnen. Ich sehe es noch wie ein Bild vor mir: Mutter geht schweigend einher, steht manchmal still und pflückt eine Blume, die ihr besonders gefällt, und immer von Zeit zu Zeit hält sie ihren Strauß ein wenig von sich weg, legt den Kopf etwas schräg und betrachtet sinnend ihre Blumen, so wie man ein Bild betrachtet. Mutters eingestellte Blumen wirkten denn auch immer wie Bilder, und ich kann mich noch jetzt an viele

von ihren Sträußen erinnern. Später versuchten wir selber so feine Sträublein zusammenzustellen, wie die Mutter es konnte. «*Mueti, säg, paßt das zsäme? Säg, isch's jitz bi mir o schön?*» Niemals hat uns aber Mutter unsere Sträube nach Hause getragen. Was wir gepflückt, mußten wir mit heißen Händen selber heimbringen. Durst und Müdigkeit mochten bei der Heimkehr groß sein — immer schnitt die Mutter zuerst den Blumen die Stengel zurecht und stellte sie ins Wasser, und wir Kinder hatten dasselbe zu tun. Es ist die schöne Aufgabe der Eltern, in die Kinder die Grundhaltung zu legen, aus welcher ein inniges Naturverhältnis gedeihen darf. Kann das anders und besser geschehen als dadurch, daß das Kind seiner Eltern eigenes heiles und ehrfurchtsvolles Verhältnis zur Natur spüren darf? Daß es früh schon still betrachten und beobachten und schließlich eine Verantwortung tragen lernt für ein Lebewesen, sei es Pflanze oder Tier? Wenn ein Kind dann sagt: «*Me darf de Tierli nüt zleid tue, me darf die sältene Blueme nid abriße*», so ist dieses «*Me darf nid*» nicht bloß Ausdruck für ein äußeres Gebot, sondern für etwas, was dem Kind bereits zu einer innern Ordnung geworden ist. In diesem günstigen Fall kann die Schule weiterführen, was zuhause beginnen durfte. In immer größerem Maße wird die Schule aber auch die Aufgabe der Eltern übernehmen müssen.

Stadtkinder können vielfach kein wirkliches Verhältnis zur Natur gewinnen, weil ihre Eltern es verloren haben. Sie kommen auch immer weniger in unmittelbare Berührung mit der Natur.

Man könnte versucht sein zu glauben, daß für unsere Landkinder sich hier kein Problem stellt. In anderer Form ist es aber auch vorhanden. Viele von ihnen kennen die Natur nur unter dem Gesichtspunkt ihrer Nutzbarkeit: «*Geschützt wird, was uns nützt.*»

Eine Frage taucht uns jetzt auf: Kann die Schule überhaupt in dieser Sache Stellvertreter der Eltern sein, kann sie nachholen, was versäumt wurde, oder die Kinder von einer falschen Einstellung befreien? Ich meine, es darf uns nicht kümmern, ob die Saat aufgehen wird, die wir säen. — Daß wir es treulich immer wieder unternehmen und in welchem Geiste, das muß unsere Sorge sein. *Unsere* persönliche Beziehung zur Natur muß heil und ganz sein. *Wir* müssen die Verbindung immer wieder suchen und aus dieser innern Haltung heraus unsern Unterricht gestalten. Wird so nicht jeder Naturkundeunterricht auch Naturschutz-Unterricht sein?

In seltenen Augenblicken dürfen wir erfahren, daß ein gutes Fünkeln bei unsern Schulkindern gezündet hat. Da hatten wir im Unterricht und durch Beobachtungen im Freien und in einem Bienenstock das Leben der Bienen kennen gelernt. Eines Tages fand ich ein paar Kinder damit beschäftigt, die Bienchen, die beim Trinken in den Friedhofbrunnen gefallen waren, herauszufischen und an die Sonne zu setzen. Oder da war der Schwalbenschwanz, der zur Unzeit, mitten im kalten Februar, in unserem Schulzimmer ausge-

schlüpft war. Ich hatte erst keine Hoffnung, ihn länger als zwei Tage durchzubringen. Aber schließlich gelang es, ihn mit Zucker- und Honigwasser zu füttern. Ängstlich waren die Kinder besorgt, die Fenster nicht in seiner Nähe zu öffnen, um ihn nicht in die Kälte hinaus fliegen zu lassen. Und jeden Morgen galt die erste Frage dem Schmetterling: «Lebt er noch?» Drei Wochen lang war er unser Gast, dann lag er eines Morgens tot am Boden. Seither vergeht kein Sommer, ohne daß mir von den Kindern eine «Rübliraupe» gebracht wird. Eben, da ich dies schreibe, schlafen unten im Schulzimmer gleich ihrer zwei ihren Puppenschlaf.

Was die Eindrücke der frühen Kinderzeit so unauslöschlich machte, war das unmittelbare Erleben, die Beobachtungen mit Vater und Mutter. Daß die Kinder auch später in der Schule immer wieder am nachhaltigsten beeindruckt sind, wenn wir mit ihnen zusammen betrachten und staunen können, das dürfen wir nicht außer acht lassen. Ich bin mir des Privilegs, das wir in einer vierklassigen Unterschule auf dem Lande hier genießen, voll bewußt, «trolet» uns doch die Natur manchmal buchstäblich in die Schulstube hinein. Wenn ich unser bisher schönstes Erlebnis hier erzählen darf, so muß es die Gänsegeschichte sein.

Wir erzählten und lasen in der Schule die Geschichte von *Irmgard Faber du Faur* «Die rote Mütze». Sie handelt von dem kleinen Gänsehirt Florian und seinen Tieren. Schade nur, daß keine Bäuerin im Dorf Gänse besaß, die wir hätten besuchen können. Meine Praktikantin machte den Vorschlag, selber Gänse aufzuziehen. Wir hatten Glück. Im nächsten Dorf besuchten wir mit der Klasse eine alte Frau, die einzige, die zwei weiße Hausgänse hielt. Die Kinder durften ihnen beim Weiden zusehen; ein Mädchen getraute sich sogar, den dicken, schweren Gänserich auf seine Arme zu heben, und dabei stellten die Ersteler befriedigt fest, daß dieser blaue Augen mit einem roten Rändlein drum habe. Das Schönste aber war: wir durften vier große Gänseeier in einem Korb mit nach Hause tragen. Die Eier konnten wir im nachbarlichen Hühnerhaus einer Bruthenne unterlegen, nachdem die Kinder ihr in einer Kiste ein Nest bereit gemacht hatten. Die Kiste wurde abseits ins Dunkel und hinter Gitter gestellt. Um festzustellen, ob die Henne die Eier zu drehen vermöchte, so wie die brütende Gans es mit dem Schnabel zu tun pflegt, wurden die Eier je mit einem Farbfleck bezeichnet und rund herum mit vier Zahlen versehen. In der Schule legten wir eine Tabelle an. Abwechslungsweise kamen abends zwei Kinder her, durften die Glucke füttern und ein wenig ins Freie lassen, die Eier befeuchten und in die Tabelle die Zahl eintragen, die bei jedem Ei sichtbar gewesen war. Die Henne, die geduldig auf ihren vier großen Eiern saß, wurde zum Mittelpunkt unserer Gespräche. Weniger geduldig waren die Kinder. Nach zehn Tagen erkundigten sie sich immer öfter, ob nicht bald die Gänselein ausschlüpfen würden. Vier

Wartewochen fanden sie zu lang, ich aber wünschte nur, die Henne möchte das nicht auch finden und unsere Eier nach drei Wochen, der Brutzeit für Hühnereier, im Stiche lassen. Es waren aber die Eier selbst, die uns im Stich ließen. Nach vierzehn Tagen holte ich sie in mein dunkles Badezimmer und durchleuchtete sie. In keinem einzigen war ein dunkler Schatten zu sehen, der das werdende Lebewesen angezeigt hätte. Die Eier waren unbefruchtet. Diese Enttäuschung! Als ich's den Kindern mitteilte, schienen alle Augen auf einmal zu fragen: *«Keine Gänselein? Was machen wir jetzt?»*

Noch am selben Vormittag telefonierte ich in eine Geflügelfarm. Abends kamen mit der Post acht neue Eier an, und nach einer Ruhenacht im dunklen Keller konnten wir sie mit den alten vertauschen. Eine große Sorge blieb noch: Würde die Glucke noch einmal vier Wochen aushalten? Mit doppeltem Eifer wurde sie von den Kindern betreut. Diesmal schien alles gut zu gehen. Bei der Durchleuchtung stellte sich heraus, daß sechs Eier befruchtet waren. Die Spannung wuchs spürbar. Wie mochte es im Ei drin jetzt aussehen? Die Kinder fragten und ich gab Antwort, so gut ich es vermochte. Da erlebten wir etwas, was uns allen tief in Erinnerung geblieben ist. Nahe beim Schulhaus, in einem großen Hühnerhof, brütete eine Ente und zwar im Freien, im hohen Gras. Es sollte nicht mehr lange dauern, bis die Entlein ausschlüpfen würden. Da wurde eines Morgens in der Dämmerung die Ente von Krähen verjagt und ihr Nest bis auf zwei Eier ausgeraubt. Sie kehrte nicht mehr zum Nest zurück, und als man die übriggebliebenen Eier fand, waren sie völlig erkaltet. Die Schulkinder waren tief beeindruckt von dem Vorfall. Als der Entenbesitzer, der um unsere Gänsegeschichte wußte, uns eines der erhaltenen Eier zur Beobachtung brachte, zögerte ich lange, das Ei zu öffnen und es den Kindern zu zeigen. Schließlich wagte ich den Versuch, und es wurde die intimste Stunde, die ich mit den Kindern je erlebte habe. Fast andächtig still war es in der Klasse, und als das Entlein in einem Schälchen lag, mit Eiweiß wie mit durchsichtigem Glas umgeben, da staunte ein Kind — und alle fühlten dasselbe: *«Lehrere, das isch ja gar nid gruusig, das isch ja so schön!»* Sie betrachteten das Tierlein, das schon so fertig und vollkommen aussah und da eingebettet lag, als ob es schlief. Sie staunten über die feinen, roten Blutäderchen, die sich wie ein Bäumchen über das ganze Eiweißkissen verzweigten und die auch auf der Innenseite der Eischale zu sehen waren. Die Kinder konnten kaum fassen, daß das Entlein tot war, sah es doch wie lebend aus. Und auf einmal brach es wie ein Seufzen aus ihnen heraus: Wir müssen fest Sorge tragen, daß unsern großen Gänseeiern nichts geschieht. Unsere Gänselein dürfen nicht auch sterben!

Wir hatten da wirklich einen Blick hineintun dürfen in ein Geheimnis, das sonst vor unsern Augen verschlossen bleiben muß. Alle ahnten wir etwas vom tiefen Wunder des Lebens und Werdens. Ich

konnte mit den Kindern ganz selbstverständlich darüber sprechen, daß man nie so ein Geheimnis willentlich stören dürfe, daß wir das Ei nur hätten öffnen dürfen, weil wir ganz sicher waren, daß das Entlein darin nicht mehr lebe, daß wir überhaupt nur ein einziges Mal jetzt hätten hineinschauen dürfen und dies zusammen mit der Lehrerin, also nicht die Kinder allein. Es war mir, als ob das Entlein selber für die gute Sache sprechen würde. Es hat uns eine Lektion gehalten, die wir — auch ich selber — nie werden vergessen können. Die Kinder baten, das Entlein in meinem Garten unter dem Rosenstock begraben zu dürfen.

Und unsere Gänselein? Was für ein Jubel und eine Aufregung es war, sie eines Morgens in den Eiern drin leise klopfen und piepsen zu hören, das kann ich nicht beschreiben. Es dauerte noch bis zum andern Morgen — es war ein Sonntag und zugleich der erste Ferientag —, bis das erste Ei einen kleinen Sprung und wenig später ein Loch hatte, aus dem ein recht dicker Schnabel herausguckte. Bis zum Abend waren dann wahrhaftig fünf Gänselein ausgeschlüpft. Wie ein Lauffeuer hatte sich die Nachricht unter den Kindern verbreitet.

Anderntags trug ich die fünf graugoldenen Flaumvögelchen in einer mit Heu gepolsterten Schachtel in meine warme Küche, damit die Kinder kommen und sie sehen durften. So konnte auch die Glucke in Ruhe auf den restlichen Eiern sitzen. Die fünf blieben aber allein. Sie wurden abends wieder unter die Flügel der Pflegemutter gebracht, die sich von da an lange Zeit rührend ihrer annahm. Ich müßte ein ganzes Büchlein schreiben, wollte ich erzählen, was wir alles mit den heranwachsenden Gänsen erlebt haben. Es machte uns Freude, für die ganz jungen Gänselein Nesseln zu hacken. Die Buben gruben ein Weiherchen, wo die Gänselein ihre ersten Schwimmversuche machten.

Die Gänselein wurden zu ausgewachsenen, schneeweißen Wackelgänsen. Wer hätte da noch rechnen wollen, als sie uns eines schönen Tages vor dem Schulzimmerfenster freiwillig einen Besuch abstatteten und uns laut schnatternd grüßten? Aufregung blieb uns auch nicht erspart, weideten sie doch einmal friedlich des Gärtners frische Pflanzen ab. Zwei unserer Schulgänse leben immer noch im Bauernhof nebenan; die andern verschenkten wir. Unsere Gans brütete dann zum zweiten Mal.

Naturfreund ist derjenige, der sich mit allem, was in der Natur lebt, innerlich verbunden weiß, an dem Schicksal der Geschöpfe teilnimmt, ihnen, soviel er nur kann, aus Leid und Not hilft und nach Möglichkeit vermeidet, Leben zu schädigen oder zu vernichten.

Albert Schweitzer